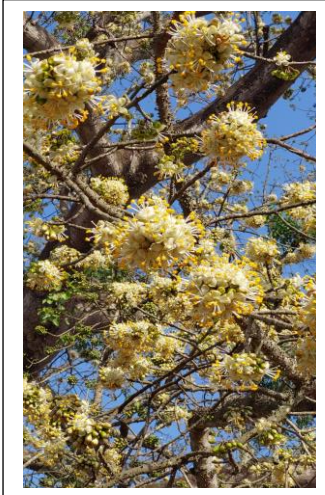


Von Sonja Prexler-Schwab und Arnold Schwab

Eine Reise in das neue Jahr hinein. Unsere 20. Reise nach Guinea-Bissau seit 2005, und dennoch fallen wir wieder einmal auf - am Flughafen in Frankfurt. Nein, dieses Mal keine Schere, aber große Aufregung um ein etwas zu großes Döschen mit Pferdesalbe. Alle kannten sie und hatten viel Verständnis für den Bedarf, aber die Größe! Nein, Umpacken in einen Beutel geht schon gar nicht, große Beratschlagung, naja, dann nimmt sie eben mit, aber das nächste Mal.....

In Bissau werden wir von allen Bekannten freudig begrüßt. „Ein gutes Neues Jahr“. „Wie geht es Dir?“ „Wie war die Reise?“ „Wie hast Du Deine Familie zurückgelassen?“ „Gott sei Dank, dass alles gut verlaufen ist!“ – eine typisch warmherzige, afrikanische Begrüßung.



Aber, wie haben wir dennoch in diesem Jahr gefroren! Tagsüber strahlende Sonne, wolkenloser, blauer Himmel bei 36 Grad, nachts 15 Grad! Angenehm zum Schlafen, aber vormittags empfindlich kühl. Dummerweise haben wir die Situation falsch eingeschätzt und angenommen, im Landesinneren wäre es wärmer. Folge dessen haben wir unsere Jäckchen im verbleibenden Koffer in Bissau zurückgelassen. Eigentlich hätten wir es wissen müssen, dass in den Tropen und Subtropen das sogenannte Tageszeitenklima herrscht, das heißt, die Temperaturschwankungen innerhalb von 24 Stunden größer sind als die mittleren Temperaturschwankungen innerhalb eines Jahres. Na ja!

Normalerweise konnte man sich auch immer darauf verlassen, dass von November bis Mai kein Tropfen Regen fällt. Ende des Jahres hat es überraschenderweise am 30. Dezember eine ganze Nacht lang kräftig geregnet. Das war zuvor noch nie dagewesen. Und der abgeerntete Reis lag doch noch ungeschützt draußen auf den Dreschplätzen! Und der Kapockbaum blühte schon umschwirrt von tausenden Bienen. „Mudança de clima“!

Im Mittelpunkt unserer aktuellen Reise steht das „Djandiprojekt“, ein Projekt, das wir vor 4 Jahren mit der Malariaphylaxe für schwangere Frauen begonnen und im Laufe der Jahre auf das Herausfiltern von Risikoschwangerschaften erweitert haben. Das Ziel war und ist, mit beizutragen, die hohe Müttersterblichkeit, mit 667 Todesfällen von 100 000 Lebendgeburten eine der höchsten der Welt (nur noch übertroffen von Südsudan, Tschad, Sierra Leone, Nigeria, Zentralafrikanischer Republik, Somalia und Mauretanien), zu senken. Die Vergleichszahl für Deutschland liegt unter 4. Risikoschwangeren, z.B. Schwangere mit 6 und mehr Geburten in der Anamnese, sehr jungen Erstschwangeren, Frauen mit Blutarmut, hohem Blutdruck, Ödemen oder Schwangeren mit Mehrlingen (in Afrika liegt der Prozentsatz von Zwillingen bei 8% aller Schwangerschaften, in Deutschland 3,7%).....-insgesamt sind es 15 definierte Risiken-, wird dringend empfohlen, sich in eine „casa das mães“, ein sogenanntes Mütterhaus, zu begeben. Dort sollen sie bis zur Entbindung unter medizinischer Betreuung bleiben, unter sicheren Bedingungen in dem nahegelegenen Krankenhaus entbinden, um dann mit einem gesunden Kind wieder in ihr Dorf zurückzukehren. Im ganzen Land gibt es inzwischen 4 dieser Häuser, weitere



sind geplant; ein Projekt von Caritas, das bis jetzt etwa 15% der Schwangeren des Landes abdecken kann.

In dem aktuell von Tabanka e.V. betreuten „Djandiprojekt“, umbenannt in „Muttersein ohne Risiko“, das 6 Dörfer im Osten des Landes umfasst, sollte der 4. und letzte Besuch stattfinden, einerseits, um das Projekt abschließen und auswerten zu können, andererseits, um es neu zu konzipieren.

Aber bis zur Ankunft im Osten ist noch viel zu erledigen. An den ersten 2 Tagen in Bissau die üblichen Anstrengungen, wieder einzutauchen und Kontakt aufzunehmen.

Vieles, was die Menschen bewegt, bricht regelrecht auf uns herein. So wird uns voller Entrüstung und mit großem Unverständnis berichtet, dass der einzige Stadtpark Guiné-Bissaus, der erst vor 5 Jahren mit Geldern der EU angelegt worden ist, in der Nacht zu Silvester von Bulldozern niedergewalzt wurde. Es handelte sich um einen kleinen grünen Park in Meeresnähe mit Schautafeln über Tiere und Pflanzen des Landes und einem Spielplatz; ein lehrreicher Ort für Schulklassen und zur Entspannung konzipiert. Jetzt soll genau dort die größte von Katar finanzierte Moschee des Landes errichtet werden. Die Einwände der Bevölkerung werden vom Präsidenten als Angriff gegen den Islam gewertet. Eine bedrohliche Entwicklung!

Der Weg in den Osten ist beschwerlich. Die Ausfallstraße im Anschluss an den Flughafen, die im vergangenen Jahr in einem extrem schlechten Zustand war, wird mit Hilfe eines chinesischen Projekts zu einer vierspurigen Straße ausgebaut. Eine breite Schneise wurde geschlagen und in eine Staubbüste verwandelt. Halb abgerissene Häuser säumen als unbewohnbare Ruinen den Weg, die in Straßennähe stehenden Bäume sind wie immer in der Trockenzeit mit einer zentimeterdicken Schicht roten Staubes bedeckt. Die Fahrspuren dürfen abwechselnd befahren werden, aber, obwohl sogar sonntags gearbeitet wird, scheint die Fertigstellung noch in weiter Ferne zu liegen. Um das sich anschließende noch schlechtere Straßenstück Richtung Mansoa zu umgehen, werden 28 km Umweg in Kauf genommen, was uns in Deutschland nicht viel erscheint, aber dort mindestens die doppelte Zeit benötigt.

Wir fahren zunächst in eine kleine Stadt, auf halber Strecke in den Osten gelegen. Die Lehrer, die ich letztes Jahr in gesunder Ernährung unterrichtet habe, wollen eine

Auffrischung. Auch, wenn die italienische Schwester alle Möglichkeiten ausgeschöpft hat, um eine



Powerpoint Präsentation zu ermöglichen, scheitert unser Vorhaben daran, dass wir keine Verdunklungsmöglichkeiten für die Fenster auftreiben können. Also ist wieder Improvisation angesagt. Die Lehrer sind begeistert und mit viel Gelächter bei der Sache, vor allem als es darum geht, das erworbene Wissen in Form von Pantomime, Memory, usw. für den Unterricht aufzubereiten.

Nachmittags besuchen wir die lokale Cashew Verarbeitungsfabrik. Wir sind angehalten, uns in einen weißen Mantel kleiden, Mundschutz

und Kopfbedeckung anzulegen und unsere Hände zu waschen und mit Essig zu desinfizieren, bevor wir die Räume betreten, in denen viele Frauen die Cashewnüsse sortieren und von ihrem braunen Häutchen befreien. Die Firma hat das große Glück, ihre unbehandelten Nüsse an eine Biofirma in Deutschland verkaufen zu können. Ganz köstlich ist die leicht gesalzene, geröstete Variante.

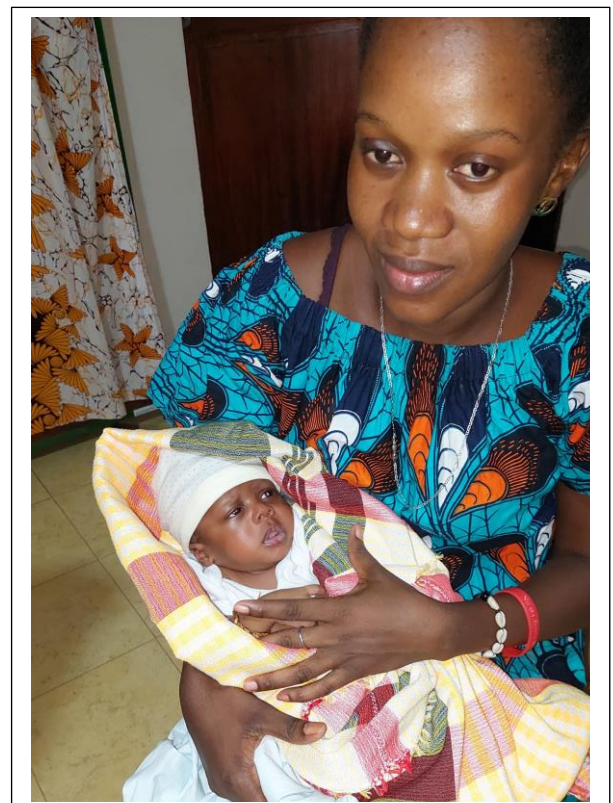


Arnold: In der Gemeinschaftshalle und nach den entsprechenden Vorbereitungen (vertragen sich Computer und Beamer????) beginne ich meine Präsentation, mittlerweile die vierte für diese Zielgruppe der Berater der Cashewfarmer der Region.

Das diesmalige Thema lautet "Pragas e fungus no Caju" (Schädlinge und Schadpilze an Cashewbäumen). Nach intensivem Studium und mehreren email-Rückfragen bei dem Leiter des Cashewprojektes, der bereits seit 14 Jahren für die Organisation arbeitet, konnten Schädlinge und Krankheiten stark eingegrenzt werden. Allerdings ist anzunehmen, dass durch die Monokultur (ca. 50 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche sind mittlerweile mit Cashewbäumen bepflanzt) weitere Krankheiten und Schädlinge ein günstiges Ausbreitungsfeld finden werden.

Derzeit bereitet nur ein großer Käfer Probleme, der Löcher in den Stamm der Bäume bohrt, und dessen Larven sich über den Stamm bis zu den Wurzeln fressen. Der Baum leidet, bringt wenige Früchte und geht nach 2-3 Jahren gänzlich ein. Eine direkte Bekämpfung dieses Stammbohrers ist schwierig, wenn, wie die ausführliche Diskussion ergab, nicht die Einsicht besteht, die befallenen Bäume zu roden und zu verbrennen. Dieser Arbeitsaufwand ist nur dann zu rechtfertigen, wenn das Holz zu Holzkohle verarbeitet wird, was jedoch nicht für jeden Besitzer möglich ist. Eine vorgestellte Bekämpfungsmethode ist das Einfüllen von Neemöl in die Bohrlöcher, voraussetzt, Neemöl ist vorhanden, und jeder Besitzer inspiziert seine Bäume in regelmäßigen Abständen. Dank des trockenen Klimas zu Beginn der Cashewblüte gibt es in Guinea-Bissau derzeit keine größeren pilzlichen Infektionen, wie z.B. in Mosambik oder in Tansania. In den feuchten Küstengebieten können jedoch bei häufigerem Frühnebel auch Schadpilze gedeihen.

Sonja: Abends kommen die beiden Patenkinder, denen seit einem Jahr von einer an der Bildung junger Afrikaner interessierten Frau, die Lehrerausbildung finanziert wird, zu Besuch. Beide sind fleißige Studenten mit sehr guten Noten. Die Bedingungen sind für die junge Frau besonders schwer, da sie erst vor wenigen Wochen Zwillinge bekommen hat. Die beiden waren Frühgeburten, werden von ihr voll gestillt und haben inzwischen schon ganz kräftige Bäckchen. Nichts-destotrotz hat sie 2 Wochen nach der Entbindung das Studium schon wieder aufgenommen. Eine Cousine unterstützt sie im Haus, aber ich weiß trotzdem nicht, wie sie das alles managt. Sie versucht ihr Bestes, sicher auch mit dem Hintergrund, dass das Stipendium eine große Chance



für sie ist, die sich wahrscheinlich nicht wiederholen wird.

Der nächste Tag steht im Zeichen der Naturmedizin. Die Gruppe hat im vergangenen Jahr mit über 7 000 Fläschchen medizinischen Sirups und 600 Cremedöschen wieder sehr viel produziert. Über die Jahre lässt sich eine kontinuierliche Zunahme verzeichnen. Einmal im Monat wird von Bissau ein Auto geschickt, um die Mittel abzuholen, die in der Apotheke in Bissau verkauft werden. Nach der Weihnachtswoche, so wird uns berichtet, standen dort wohl über 40 Menschen Schlange, das heißt, die Nachfrage ist inzwischen sehr groß, vor allem, weil auch zunehmend mehr Ärzte die lokal hergestellten Medikamente verschreiben. In der Produktion ist die Gruppe inzwischen sehr fit, von früheren Problemen, wie Schimmel usw. wurden nicht berichtet, was auf eine Verbesserung der Hygiene zurückzuführen ist. Aber die Gefäße fehlen! Wenn genügend gebrauchte Saft- und Bierfläschchen in den Restaurants besorgt werden können, fehlen sicher wieder die Verschlüsse. Um die Situation zu überbrücken, haben wir uns deshalb auf unserer Reise mit je 5 kg Kronkorken für jede Medizingruppe abgeschleppt. Außerdem hatten wir Cremedöschen, Plastikbeutel, um die Pflanzpulver abzufüllen, stabile, schwere Seifenformen, usw. dabei, jeweils einen Koffer mit über 20 kg für jede Gruppe. Dank Air Maroc mit jeweils 46 kg Freigepäck pro Passagier ist das möglich.

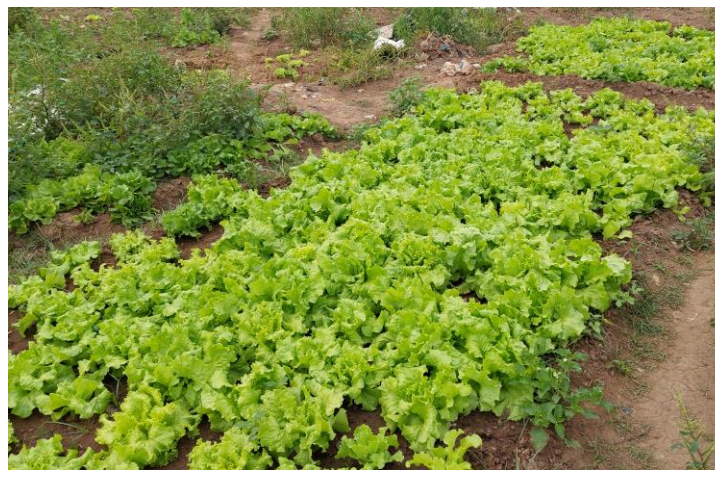
Das 2. Problem sind die baulichen Verhältnisse der Apotheke. Es handelt sich um ein sehr altes Gebäude, das öfters angebaut und angestückelt worden ist. Schon seit mehreren Jahren ist das Dach undicht, und das Wasser läuft in der Regenzeit an den Wänden hinunter. Die Dachbalken sind von den Termiten angefressen und die Zwischendecke biegt sich beängstigend nach innen durch, so dass in der kommenden Regenzeit, die normalerweise im Mai anfängt, mit einem Herunterbrechen der Zwischendecke zu rechnen ist. Und wenn dann zufällig einer darunter stünde! Eigentlich absolut fahrlässig! Die Gruppe selbst hat kein Geld für die Reparatur, Caritas sieht sich auch nicht in der Verantwortung. Ein von uns bei einer lokalen Baufirma eingeholter Kostenvoranschlag belief sich auf 60.000 Euro, was zum einen sehr überteuert ist und zum anderen die finanziellen Möglichkeiten unseres Vereins bei weitem übersteigt. Eigentlich wäre es das Sinnvollste, das Gebäude abzureißen und gänzlich neu zu bauen, aber das können wir erst recht nicht finanzieren. Alle Preise sind in GB enorm in die Höhe geschneit und werden mit dem Krieg in der Ukraine gerechtfertigt, mag er jetzt ursächlich dafür verantwortlich sein oder nicht.



Letztendlich haben wir uns auf eine notdürftige Renovierung des Anbaus geeinigt und eine kleine Firma, die auch schon für die Gruppe AMEV gearbeitet hat, um eine Begutachtung und einen Kostenvoranschlag gebeten. Wir hoffen, dass sie die Renovierung noch vor Beginn der Regenzeit vornehmen können.

Einen ganzen Nachmittag lang wird heftig über eine mögliche Preiserhöhung der Medikamente diskutiert. Die Preise für Zucker und Öl, den Grundsubstanzen für die Herstellung von Sirups und Cremes, haben sich verdoppelt, z.B. kostet 1kg Zucker jetzt 1,50 Euro, 50kg Reis 38 Euro (eines der Gruppenmitglieder braucht für seine große Familie 150kg pro Monat!), ein Liter Dieselkraftstoff 3 Euro. Nach langem Palaver beschließt die Gruppe, die Preise geringfügig zu erhöhen.

Eigentlich hatten wir geplant, mit der Gruppe zusammen in einem uns allen bekannten einfachen Restaurant essen zu gehen. Leider ist die Reservierung versäumt worden, so dass wir etwas ratlos in der Mittagshitze herumstehen. Nach einem längeren Spaziergang finden wir einen sehr bescheidenen Ort, an dem wir ohne größere Wartezeit ein schmackhaftes Essen erhalten, sogar mit Salat! Sehr erstaunlich, das gab es früher nicht, „diese grünen Blätter haben früher nur die Ziegen gefressen.“ Am nächsten Tag erfahren wir die Herkunft des Salates - vor der Stadt, am Rand der Reisfelder gelegen, befindet sich ein ausgedehnter Gemüsegarten mit vielen kleinen Einzelbeeten, eine Verdienstmöglichkeit für Frauen. Jedes Beet ist hauptsächlich mit Blattsalat bepflanzt. Des Weiteren gibt es Auberginen, sowie Okras und Hibiskus, die zusammen gekocht und zu einem Schaum geschlagen traditionell Reis mit Fisch begleiten.



Allerdings sind viele Blätter von Schädlingen befallen, so dass die Ernte sehr mager ausfallen wird. Wir wundern uns über die Unmengen von Salat, aber wahrscheinlich war das vor ein paar Wochen der einzige Samen, der erhältlich gewesen ist. Ob die Diversifizierung der Gemüse auch einen Einfluss auf die Ernährung der Bevölkerung hat? Die meisten unserer Gesprächspartner verneinen unsere Frage. Sie sind überzeugt, dass das Gemüse nur für den Verkauf angebaut und mit dem Geld minderwertige Nahrung gekauft wird.

Ob diese Riesenmengen wohl auch verkauft werden können? Die Antwort auf diese Frage erhalten wir eine Woche später, als wir auf unserer Rückfahrt wieder an den Feldern vorbeikommen. Alle Salatpflanzen sind hoch aufgeschossen und blühen!



Am nächsten Morgen sollen wir von der Organisation Well Fund, die sich um Brunnen- und Latrinenbau und auch Anlage von Frauengärten kümmert, abgeholt werden. Die Gruppe wird von England aus finanziert, hat aber nach dem Brexit große Einbußen erlitten. Dem Handy sei Dank können wir informiert werden, dass das Auto eine Panne hat. 2 Stunden später holt uns ein Taxifahrer ab. In großer Geschwin-

digkeit über rote Staubstraßen, eine Staubfahne hinter uns aufwirbelnd, durch Alleen gesäumt von den großen afrikanischen Mahagonibäumen mit ihren knorrigen Stämmen, durch abgeerntete Reisfelder, an kleinen Tümpeln mit weiß blühenden Seerosen und Gärten mit stacheligen Maniokstauden vorbei. Nachdem die Covidpandemie in Bissau offiziell als beendet erklärt worden ist, werden auch keine Schutzmaßnahmen mehr ergriffen, außer dem Vorzeigen des Covidimpfpasses sowohl bei der Einreise und merkwürdigerweise auch bei der Ausreise. Aber wir können eine neue Verwendung der Gesichts-

masken feststellen: sie sind der ideale Schutz für Fahrrad- oder Motorradfahrer, „um nicht den Staub der Straße zu schlucken“.

Mit 2 Stunden Verspätung kommen wir im Dorf an. Zuerst muss jedoch ausgiebig gefrühstückt werden. Für jeden ein halbes Stangenweißbrot mit Mayonnaise, Rührei und Zwiebeln. Nach und nach werden die Plastikstühle aus dem Dorf geholt und in einen der beiden leeren Räume des für die Fortbildung vorgesehenen Schulhauses gebracht. 20 Teilnehmer (vorwiegend Frauen) aus den umliegenden Dörfern, finden sich ein.

Jedes Jahr können sich interessierte Dörfer bei der Organisation bewerben. Nach einem bestimmten Schlüssel (Anzahl der Dorfbewohner, Anteil der Frauen, vorhandene Brunnen usw.) wird eine Zusage erteilt, oder auch nicht. Zuerst wird ein Brunnen gegraben, so wie es auch in diesem Dorf geschehen ist, danach Latrinen gebaut und ein umzäunter Gemeinschaftsgarten für Frauen angelegt. Das Dorf wird im 1. Jahr wöchentlich besucht, 2 weitere Jahre in größeren Abständen begleitet und schließlich ganz in die Unabhängigkeit entlassen. In den 10-15 Jahren des Bestehens der Organisation sind auf diese Weise etwa 40 Dörfer, vor allem in der Küstenregion und auf einzelnen Inseln, unterstützt worden.



Dieses Dorf, in dem wir die 2-tägige Fortbildung in Naturmedizin und Schädlingsbekämpfung bei den Gemüsepflanzen abhalten sollen, befindet sich in der 2. Phase. Es handelt sich um ein Dorf der Ethnie Balanta mit weit verstreut liegenden Gehöften und riesigen Affenbrotbäumen. Neben solch einem silbrigweiß glänzenden Baumstamm mit seinem enormen Umfang und seinen Einkerbungen im Holz zu stehen, vermittelt den Eindruck neben dem Bein eines uralten Elefanten zu stehen und seine Weisheit und Mächtigkeit zu spüren. Die Ethnie Balanta ist der größte Volksstamm in Guinea-Bissau, der in Altersgruppen organisiert ist und ein ausgeklügeltes Anbausystem im Nassreisbau entwickelt hat. Im Vergleich zu den islamisierten Volksstämmen genießen die Jugendlichen und Frauen bei den Balanta eine viel größere Freiheit und Freizügigkeit.

Auch wenn sich der Leiter der Gruppe im Ausland befindet, ist der Ablauf unserer Fortbildung sehr gut geplant und strukturiert. Meine Aufgabe ist es, über die Behandlung von Malaria, Husten und Durchfall mit einheimischen Heilpflanzen zu sprechen. Die Frauen, auch ein paar Männer sind an dem Thema stärker interessiert als an dem Gartenthema, sind sehr aufmerksam, vor allem als es um die Herstellung von Cremes geht. Die aus einem lokalen, stark riechenden Basilikumgewächs (heißt in Criol „Mosquitogras“) hergestellte, eigentlich



mückenabwehrende Creme, setzt t eine der Teilnehmerinnen am folgenden Morgen mit Erfolg als Ganzkörpercreme gegen die morgendliche Kälte ein!

Arnold: Mit den beiden Verantwortlichen für die Gemüsegärten besuchen wir die, umzäunte „Horta“, den Gemüsegarten. In allen Dörfern, in denen Well Fund arbeitet, werden Brunnen mit Solarpumpenförderung, Umzäunung der Gemüsegärten und Saatgut finanziert. Die Dorfbewohner werden mittels Multiplikatoren im Anbau von Gemüse geschult.

Etwa „200 Canteiros“, Beete von einem begehbaren Erdsaum umgeben, sind mit frisch gepflanzten Zwiebelsetzlingen, Auberginen- und Paprikapflanzen belegt. In etwa der Hälfte der Beete wachsen Tomaten, z.T. an Klettergerüsten oder mittels struppiger Äste aufrecht gehalten. Inmitten der Anlage befindet sich ein großes gemauertes Wasserbecken, gespeist aus dem im Jahr zuvor gebohrten Brunnen.



Meine Aufgabe ist es, über die Schädlinge und Krankheiten an Gemüsepflanzen zu informieren und handhabbare Verfahren zur deren Bekämpfung bzw. Vermeidung vorzustellen. Bereits in der Vorbereitung zu Hause habe ich die Schwierigkeit des Thema erkannt. Die biologische Bekämpfung von Schädlingen erfordert sehr viel Hintergrundwissen zu den einzelnen Schädlingen. Hinzu kommt, dass die Dorfbewohner meist weder lesen noch schreiben und schon gar nicht die Empfehlungen z.B. auf Spritzmittelpackungen verstehen können. Von Well Fund wurden bewusst keine Rückenspritzen finanziert, um den unbedarften Einsatz von Pestiziden, die auf den Märkten mit Worten wie „das Mittel hilft gegen alles“, beworben werden, zu verhindern.



Bei dem Rundgang im Garten haben wir Blattläuse, Spinnmilben an den Tomaten, grüne Gemüseeulen, die die noch grünen Tomaten aushöhlten, bodenbürtige Pilze, Phytophthora (Kraut- und Fruchtfäule) an den Tomaten und Oidium (Echter Mehltau) an Blättern der Okrastauden festgestellt. Mit Hilfe eines kleinen, mitgebrachten Generator kann ich mit einer Powerpoint-Präsentation Schädlinge und Krankheiten vergrößert zeigen. Die Darstellung von Entwicklungszyklen von Schädlingen, wie z.B. der Gemüseeule, die einen beträchtlichen

Schaden an den Tomaten anrichtet, ist ein wichtiges Thema. Die Vorstellung, dass ein kleiner Nachtfalter winzige Eier auf die kleinen Tomaten legt und die daraus schlüpfenden Räumchen diese Frassschäden im Laufe ihrer Entwicklung zur Puppe anrichten, war schwierig zu vermitteln. Ungläubige Gesichter zeigen, dass sie „diesen Geschichten eines Branku (Weissen)“ nicht ganz trauen. Es wird nicht differenziert und alle Schäden an Pflanzen, auch ein Pilzbefall, werden mit dem Ausdruck „tem Bichus“ (hat Käfer) bezeichnet.

Die Infektion mit Pilzsporen durch Spritzwasser bei den Tomaten ist ein weiteres wichtiges Thema und muss zum besseren Verständnis von dem Well Fund Mitarbeiter mehrfach mit eigenen Worten in Criolo wiederholt und ausgeführt werden.

Im zweiten Teil geht es darum, durch Vorsorge Schäden durch Pilze oder Schädlinge zu vermeiden bzw. zu reduzieren. Eine sehr wichtige Maßnahme ist das frühzeitige Entfernen der unteren Blätter bei den Tomatenstauden, um zu verhindern, dass Pilzsporen mit dem Spritzwasser auf die Blätter gelangen. Die Frauen, die die Gemüsebeete bewirtschaften, sollten durch die Multiplikatoren angeleitet werden, das Bewässerungswasser sachte in die Beete zu gießen, ohne die Tomatenblätter zu benetzen. Auch eine Mulchschicht aus zerkleinertem Reisstroh kann die Pilzinfektion verringern und gleichzeitig den Wasserbedarf mindern.

Wie schon bei der Besichtigung festgestellt, sind die Zwiebelsetzlinge viel zu eng gepflanzt und auch



keine Mischkultur z.B. mit Möhren angelegt worden.

Angepflanzt wird hauptsächlich Verkaufsgemüse, das auf den naheliegenden Märkten in Binar und Bula gut verkauft werden kann. Der Anbau von Gemüse ist jedoch auch stark abhängig vom Saatgut, das meist nur in den Nachbarstaaten Gambia oder Senegal erhältlich ist. Weitere Themen sind die Anbaurotation und die Düngung der sandigen Beete. Die Frauen sammeln den nur geringfügig vorhandenen Rinderdung und streuen diesen in die Beete. Kompost gibt es nicht, da durch die freilaufenden Tiere alles verwertet wird und eine Kompostierung von pflanzlichen Resten bei den hohen Temperaturen schlecht machbar ist.

In den üblichen großen Gemeinschaftsschüsseln wird das Mittagessen serviert, uns immer extra, in kleinen Schüsseln und mit Löffeln, was uns nicht so ganz recht ist. Hat so ein koloniales Geschmäckle.

Nach der Mittagspause werden lokal mögliche und einfach zu bewerkstellende Methoden zur Bekämpfung von Schadinsekten vorgestellt. Eine repellente (vertreibende) Wirkung haben z.B. stark riechende Pflanzen, wie das überall wachsende afrikanische Basilikum (Palha de mosquito), das als Pflanzenbrühe zusammen mit Seife und etwas Speiseöl auf die Pflanzen ausgebracht werden kann.

Auch die Erstellung einer Brühe aus Neemblättern oder pulverisierten Chilischoten zeigt eine abweisende Wirkung auf die Falter der Gemüseeule. Neemöl wäre ein Biopestizid, das aus den Früchten des lokal wachsenden Neembaines gewonnen werden könnte. Allerdings ist der Neembain nur vereinzelt zu finden, und es fehlen die Gerätschaften zur Herstellung eines Pflanzenöls.



Auch der Gebrauch importierter und auf den lokalen Märkten angebotener Pestizide wird diskutiert, wobei besonders die Gefahren des unbedarften Einsatzes mit allen möglichen Schäden hervorgehoben wird. Interessanterweise zeigt uns eine Frau bei der Besichtigung ihrer Beete ein Fläschchen, das sie im Boden vergraben hat, und das auch nichts gegen die Krautfäule bei den Tomaten bewirkt hätte. Mit dem Verkauf von Pestiziden wird keinerlei Information zum richtigen Gebrauch, zur richtigen Dosierung oder zu den notwendigen Schutzmaßnahmen oder Wartezeiten gegeben. Leider nimmt diese Art von rücksichtslosem Verkauf von giftigen Mitteln auf den Märkten

stark zu. Die Hilfsorganisation Well Fund hat den Frauen in ihrem Projekt untersagt, importierte Pestizide zu verwenden, deshalb ist das Fläschchen auch versteckt worden.

Zusammen haben wir 2 Pflanzenbrühen aus Palha de Mosquito sowie Chillipulver mit Seife angesetzt und kräftig gerührt und über Nacht stehen lassen.

Bei dem abendlichen Spaziergang durchs Dorf gehen wir an Jatrophahecken entlang (ob es die verbesserte Samen aus Indien sind, die wir vor vielen, vielen Jahren mitgebracht haben?), überqueren einen Platz, auf dem mehrere Mannschaften unterschiedlichen Alters lautstark Fußball spielen, kommen an einer Quelle vorbei, wo viele Frauen und Mädchen Wasser holen und in großen Wannen



auf dem Kopf nach Hause balancieren, und schließlich zu einem sehr großen Reisfeld mit unzähligen Reisbündeln auf seinem Dreschplatz. Im leicht rötlichen Abendlicht eine ruhige, zauberhaft friedliche Stimmung.

Der Besitzer des Reisfeldes hat mit seiner Machete das naheliegende Gestrüpp abgeschlagen. Er erzählt von der schweren Arbeit im Reisfeld und seinem Traum, auf einem Schiff anzuheuern oder nach Europa zu

gehen. Ein klein wenig mulmig ist mir schon in der Dämmerung, mit der Machete und, nachdem er unsere Nationalität erfahren hatte, seinem Ansinnen, ihm zu einem Pass und nach Deutschland zu verhelfen.

Die Gruppe übernachtet in einem einfachen Haus des Dorfes auf mitgebrachten Matratzen, wir werden in ein Hotel ins einige Kilometer entfernte Städtchen gebracht. Eine ältere Bungalowanlage, wahrscheinlich noch aus der Zeit der Portugiesen. Mit dunklem Tropenholz eingerichtete Zimmer, funktionierendem Bad, sauber bezogenem Bett und guten Matratzen. Die Tür ist wohl schon einmal aufgebrochen worden und lässt sich nicht mehr ganz schließen, aber wir schlafen nach einem üppigen Abendessen, bestehend aus Reis und gebratenem Fisch, trotzdem sehr gut. Bei der Abfahrt am nächsten Morgen sehen wir das Bild der Hotelgründerin, die 2010 mit 110 Jahren gestorben ist. Und das in Guinea!



Am frühen Morgen geht es zurück ins Dorf, wo bereits die Frauen in der Küchenhütte beim Zubereiten des obligatorischen Frühstücks waren. Danach lässt es die Chefin gleich richtig zackig angehen. Die Multiplikatoren müssen die Zusammensetzung und die Zubereitung der beiden Pflanzenschutzbrühen ausführlich erklären. Jeder muss es mit seinen eigenen Worten wiederholen. Danach werden in den Tomatenbeeten die Tomaten mit Fraßstellen abgesammelt und auf einen Haufen geworfen. Gemeinsam suchen wir in den befallenen Tomaten nach Raupen der Gemüsefliege. In den Fraßlöchern entdecken wir grüne und graubraune Raupen, wobei viele der angefressenen grünen Tomaten bereits anfangen zu faulen. Die Multiplikatoren sind verblüfft. Sie haben diese Raupen noch nie gesehen, da sie sich tagsüber verstecken. Mit der unverdünnten Chillibrühe

kann die Bekämpfung der noch lebenden Raupen demonstriert werden. Zusätzlich werden die beiden angesetzten Brühen in verdünnter Form auf die Tomatenpflanzen verspritzt.

Danach folgt die Übung des Entfernens der unteren Blätter der Tomatenpflanzen, um den Pilzbefall mit Phytophthora zu verringern. In einigen Beeten hat sich die Pilzkrankheit schon ausgebreitet. Die Gruppe ist schwer davon zu überzeugen, dass die befallenen Blätter und Triebe auszuschneiden und außerhalb der Horta zu vergraben sind, um eine weitere Verbreitung der Pilzsporen zu vermeiden. Das erscheint dann doch zu viel verlangt für die Männer, das sollen die Frauen selbst tun!

Beim weiteren Rundgang durch die Horta werden Düngung, Mischkultur, Wechselwirtschaft, gezielte Bewässerung sowie die Bekämpfung von Pilzkrankheiten bei Gurken und Kürbissen, welche im nächsten Anbauzyklus angebaut werden sollen, besprochen. Das Bestäuben der Blätter mit Holzasche kann eine gewisse Schutzwirkung erzielen. Der Einsatz von

elementarem Schwefel wäre auch eine biologische Maßnahme gegen Oidium, aber das Mittel gibt es nur in der Hauptstadt.

Zum Verbessern der Bodenfruchtbarkeit würde der jährliche Anbau von stickstoffsammelnden Bohnen beitragen. Allerdings scheint das noch keine gute Verkaufsfrucht zu sein. Aber vielleicht findet der Vorschlag ja in Zukunft Gehör!



Mittlerweile erreichen die Temperaturen 38 ° C und die direkten Sonnenstrahlen brennen auf der Haut. Selbst die afrikanischen Kollegen sind schweißnass und kühlen ihren Kopf im großen Wasserbecken ab. Inzwischen hat auch die andere Gruppe ihre Fortbildung abgeschlossen und so blieb noch Zeit für das obligatorische Gruppenfoto.

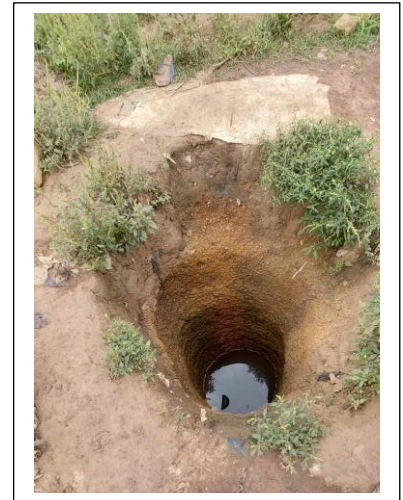
Mit einem übervollgeladenen Auto und unseren fest verzurrten 3 Koffern auf dem Dach, geht es zurück nach Bissora, wo uns ein Fahrer schon erwartet, um uns in einer anstrengenden Fahrt über eine löchrige Teerstrasse ins 200 km entfernte Nabijom zu bringen. Die abgeernteten Reisfelder fliegen nur so an uns vorbei und wir in die unvermittelt auftretenden Löcher im Asphalt.

Sonja: Am nächsten Tag ein Gespräch in der Regionalhauptstadt mit dem Direktor für das Gesundheitswesen, vor dem Gebäude 100 oder mehr neue Fahrräder. Wo die wohl herkommen, bzw. hin verschwinden werden? Auch hier liegt uns die Gesundheit der Schwangeren am Herzen. Um in den unterversorgten Gebieten die Schwangerenüberwachung und das Herausfiltern von Risikoschwangeren zu verbessern, schlagen wir für das nächste Jahr einen Ultraschallkurs für Hebammen vor. In den Regionalkrankenhäusern gibt es zwar die Möglichkeit einer Ultraschalluntersuchung, aber die Kliniken sind oft weit entfernt und für schwangere Frauen nur mit großen Mühen zu erreichen. Vielleicht wäre es sinnvoll, in den entfernt liegenden Regionen regionale Mütterhäuser zu errichten, wo mittels Ultraschalles die Schwangeren herausgefiltert werden könnten, die unbedingt in Kliniknähe entbinden sollten, weil vielleicht ein Kaiserschnitt nötig ist. Der Direktor nimmt unseren Vorschlag begeistert an. Eine große Anforderung für alle Beteiligten, solch einen Kurs zu planen!

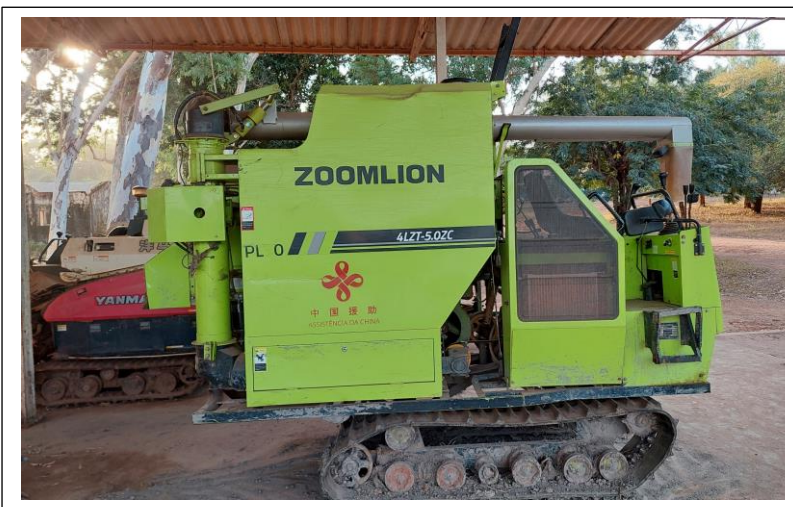
Bei Caritas findet an diesem Tag die monatliche Sitzung statt, zu der die Beteiligten aus dem ganzen Land zusammenkommen. Gemeinsames Essen im Freien, 70. Geburtstag eines Padres mit Geburtstagständchen und einem Minischluck Sekt für jeden, ein junger italienischer Padre vom Gardasee, der das Deutsch seiner Jugend hervorkramt, das er lernen musste, um im Restaurant seiner Eltern die deutschen Touristen bedienen zu können.....viele Bekannte, wenige Unbekannte, viele Geschichten, viel lautes Gelächter und Fröhlichkeit.

Auch dem leitenden Padre von Caritas müssen wir unsere neuen, mit den lokalen Partnern entwickelten Ideen vorstellen und mit ihm die Schwierigkeiten der Medizingruppen diskutieren. Und dann geht es mit der lokalen Koordinatorin und dem das Projekt leitenden Padre noch 2 Fahrstunden weiter in die kleine Stadt Contuboel, die unser Basislager für die nächsten 10 Tage sein soll.

Früher ein kleiner Marktflecken, jetzt ein kleines Städtchen, das von einer dieser Staubstraßen durchschnitten wird, auf der die Schwerlaster in und aus dem Senegal entlangdonnern. Der Ort ist bekannt für seinen Zwiebelanbau. Auf einer riesigen Fläche sind Brunnen gebohrt und Felder angelegt worden. Wieder alleinige Frauenarbeit. Natürlich gibt es auch hier Schädlinge, vielleicht sogar die Zwiebelfliege, wie wir sie kennen, und natürlich wird gegen sie vorgegangen. „Irgend so ein Mittel, das es im Laden gibt“, ohne, dass wir herausbekommen können, worum es sich konkret handelt. Der Umgang mit Spritzmitteln ist sehr großzügig, eine Schutzkleidung gibt es nicht.



In den 80er Jahren gab es in dem Dorf, damals noch wesentlich kleiner, ein Reisversuchszentrum. In diesem Land mit Jahrhunderten langer Tradition des Reisanbaus war man auf Suche nach einer angepassten, ertragreichen Reissorte. Es handelte sich um eines der damaligen Großprojekte, finanziert von den USA, mit mehr als 10 Häusern für die Direktoren, in einem Cashewhain am Berghang gelegen, immer angenehm vom Wind umweht. Heute ist vieles verfallen. Der damalige Maschinenpark



ist durch einzelne chinesische Reismähdrescher ersetzt worden. Vereinzelt sehen wir bewässerte Versuchsfelder, die zu einem vergangenen chinesischen Projekt gehören. Ja, diese Großprojekte aus den 80er Jahren, es gibt kein einziges mehr!

Von Contuboel aus fahren wir jeden Tag zur Schwangerensprechstunde in ein anderes Dorf. Vorbei am Sportplatz, wo jeden Morgen eine andere Schulklasse, alle in weiß gekleidet, und das bei dem roten Staub! gymnastische

Übungen macht, vorbei an den vielen schon gegossenen Zwiebelbeeten, über eine Brücke über den Fluss Geba, in dem Fischer in ihren Einbäumen unterwegs sind, durch ein Dorf, in dem jeden Freitag der große Wochenmarkt auf der Hauptstraße stattfindet, vorbei an einer großen, sich im Bau befindlichen Moschee und dann schließlich auf die schlechte Staubstraße. Hier im Osten ist die Landschaft leicht hügelig. Die die Staubstraßen an den Hängen sind von den Regenflüssen der Regenzeit zerfurcht, so dass sich der Fahrer schwertut, einen einigermaßen planen Untergrund zu finden. Es wird von der rechten auf die linke Spur und wieder zurück gewechselt. Kommen Autos entgegen, halten sie gerade auf uns zu und drehen erst im letzten Moment ab. Im weiteren Verlauf unserer morgendlichen Fahrt verengen sich die Straßen auf nur eine Spur. Für die Dorfbewohner, die kein Auto sondern höchstens einen Eselskarren besitzen, stellen diese Wege kein Problem dar. Unser Fahrer fährt sehr schnell, aber umsichtig, und trotzdem krachen wir jeden Morgen in dasselbe Schlagloch. Ich habe große Sorge, dass unserer Koordinatorin nichts passiert. Sie ist im 6. Monat

schwanger, will sich aber dennoch nicht von den Fahrten abbringen lassen. Ich darf mir nicht ausmalen, was alles passieren könnte und wie ich dann handeln müsste. Aber sie sitzt immer vorne im Auto, dem stabilsten Platz, nur wir im hinteren Bereich hüpfen an die Decke und krachen wieder auf die Bank zurück. Ich überlege ernsthaft, ob ich schon gehört oder gelesen habe, dass es durch solche Aufpralltraumen innere Verletzungen verursacht worden sind. Aber auch diesen Gedanken schiebe ich weit von mir.

Auf beiden Seiten des Weges kilometerlange Cashewpflanzungen, alte Bäume mit ihren verwinkelten und verdrehten Zweigen, die fast buschartig wachsen, da sie sich schon in Bodennähe in mehrere Stämme aufteilen, und viele Neupflanzungen, überragt von den stehengelassenen Urwaldriesen. Vereinzelt Reisfelder, die von großen Herden der kleinen weißgrauen Rinder abgegrast werden. In keinem Jahr habe ich bisher so viele Rinderherden in Guinea gesehen! Und dann



die Dörfer, die alle unter riesigen, einzeln-stehenden Mangobäumen Schutz suchen. Die Mango- und auch Cashewbäume fangen gerade an zu blühen und abends steigt einem der Duft ihrer Blüten in die Nase. Schade, dass es noch keine Früchte gibt, aber dafür sind wir eindeutig zu früh dran.

Nach 1 ½ Stunden des durchgerüttelt Werdens kommen wir im Dorf an. Es ist empfindlich kühl, alle sind dick eingehüllt und suchen die Sonne. Am Brunnen unter den großen Mangobäumen bauen wir unser „Konsultorium“ auf. Aus dem Dorf werden 2 Plastiktische und einige der stapelbaren Plastikstühle gebracht und los geht es.



Am ersten Tisch werden die Frauen und auch die Babys gewogen. Es wird Blutdruck gemessen, mittels Bluttest Hämoglobin bestimmt und ein Malariatest vorgenommen, am 2. Tisch werden Befragung und Dokumentation durchgeführt. Bei Vorliegen einer Risikoschwangerschaft wird die Empfehlung ausgesprochen, sich in das Mütterhaus zu begeben, bei Bedarf ein Medikament verabreicht und jeder Frau ein Säckchen Djanderépulver zur Malariaphylaxe

mitgegeben. Nach und nach treffen etwa 60 Frauen ein. Welch ein buntes Bild, wenn die Frauen mit dem „stolzen Schritt der Schwangeren“ in ihren in allen Farben leuchtenden Kleidern und dem hochaufgebauten Kopfputz aus mit Strasssteinen besetzten Tüchern daher schreiten und sich in einem großen Kreis um uns herum niederlassen. Neu für mich ist, dass Lippenstift verwendet wird und die Augenbrauen nachgezogen werden. Jede Frau trägt echte, fein ziselierte Ohrgehänge oder großen, auffallenden Modeschmuck. Die Frauen hier im Osten gehören den Ethnien Fula und Mandinga an und haben sehr feine und schöne Gesichtszüge und einen eher braunen Hautton. Sehr schöne Menschen!



Aber Welch ein „Geräber“ (für Nichtfranken: lebhaftes Unterhaltung)! Manche Frauen geraten sich auch in die Haare und der Ton wird etwas lauter, Babys weinen und werden an die Brust genommen, andere Frauen, die zum Wasserholen an den Brunnen gekommen sind, kommentieren lauthals das Geschehen, Tiere kommen zum Wasserauslauf des

Brunnens zum Trinken, Kühe schreiten durch unsere „Freiluftpraxis“, Esel lassen ihr seufzendes Gestöhne hören, ein Hahn kräht direkt neben mir.....bunt, laut, lebendig!

Aber wie erschrocken bin ich, als ich die erste Schwangere mit Hilfe eines Übersetzers (die meisten jungen Frauen sprechen mangels Schulbesuchs weder Portugiesisch noch Criol, nur die Sprache ihrer Ethnie) nach ihren Entbindungen frage, und sie mir antwortet, dass sie 7 Kinder geboren hat, von denen nur 3 leben. Das ist ja wie damals in den 80er Jahren! Hat sich denn in den vergangenen 40 Jahren gar nichts verändert?

Doch, natürlich hat sich einiges zum Positiven verändert. Lag 1985 die Säuglingssterblichkeit (bis zum 1. Lebensjahr) noch bei 144 von 1 000 Lebendgeburten, liegt sie jetzt bei 51. Die Müttersterblichkeit ist im gleichen Zeitraum von über 900 auf 667 pro 100 000 Lebendgeburten gefallen und die Lebenserwartung von 45 Jahren auf 58 Jahre gestiegen. Sicher, eine Verbesserung der gesundheitlichen Situation, aber dennoch Zahlen, die vielleicht auch nicht so ganz stimmen, aber einem dennoch die Luft nehmen.



Ich freue mich, den in den 80er Jahren konzipierten Mutterpass immer häufiger sorgfältig ausgefüllt vorzufinden, wo hingegen im Kinderpass nur Impf- aber keine Entwicklungsdaten vorhanden sind. Von UNICEF werden nur die Impfaktionen finanziert, die anderen Untersuchungen jedoch nicht und müssten vom Ministerium bezahlt werden.

7 Tage lang, jeden Tag beschwerliche Hinfahrt am Morgen, Untersuchung von 40 bis 60 Schwangeren pro Dorf, beschwerliche Rückfahrt, diagnostizieren wir viele Risikoschwangere. Viele von ihnen haben ihr Kind in der vorherigen Schwangerschaft verloren. Eine Frau hat mich tief berührt: sie hatte nacheinander 5 Totgeburten und nicht ein lebendes Kind! Welch ein Hoffen jedes Mal und welche abgrundtiefe Trauer, die ihr weiteres Leben überschattet! Wir haben sie umgehend in das Mütterhaus überwiesen und ich hoffe zutiefst, dass sie mit einem lebenden Kind wieder nach Hause gehen wird. Da wir die Frauen so lange betreuen, bis das Kind 6 Monate alt ist, wiegen wir auch die Kinder und sehen viele unterernährte; bei Frauen, die selbst weniger als 40 kg wiegen, kein Wunder!

Wir halten unsere Sprechstunde meistens im Schatten großer Bäume oder innerhalb von mit Baumbusgeflecht umzäunten Gehöften ab. Die Frauen werden durch Gemeindesozialhelfer informiert. Bis vor 2 Jahren gab es ein großes EU-Projekt, in dem jeder Helfer Ansprechpartner für etwaige gesundheitliche Probleme in seinem Dorf war. Er hatte die Aufgabe, ihm zugewiesene Familien zu begleiten und Schwangere und Kinder zu Vorsorge-



und Impfterminen in das Gesundheitszentrum zu schicken. Leider sind sie nach dem Ende des Projektes nicht weiterbezahlt worden. Deshalb waren sie froh, in den von uns betreuten Dörfern wieder ein kleines Einkommen zu haben. Die Situation im Gesundheitswesen hat sich weiter verschlechtert. Das Gesundheitsministerium hat die vor Jahren beschlossene Kostenfreiheit für Schwangere und Kinder bis zum 5. Lebensjahr wieder zurückgenommen. Viele Angestellte im Gesundheitsbereich sind in den letzten Wochen beurlaubt worden, womit Gesundheitszentren und Krankenhäuser absolut unterbesetzt sind, 3 Jahrgänge von ausgebildeten Ärzten sind bisher nicht ernannt und eingesetzt worden.....Der Staatshaushalt ist defizitär, der Präsident verbringt die meiste Zeit außer Lande, die Menschen sind sehr unzufrieden und beschreiben die Situation als die schlimmste seit der Unabhängigkeit. Wie lange wird sich das Volk das noch gefallen lassen?

In manchen Dörfern kommen Frauen in mantelartige, bis zur Taille reichende schwarze Schleier gehüllt in die Sprechstunde, oder auch in der Burka, dem schwarzen Ganzkörperschleier mit Sehschlitz. Ein völlig anderes Bild, plötzlich fehlen die Farben Afrikas. Die Frauen sind stiller, es fehlt das fröhliche Miteinander.



In Contuboel besuchen wir das Hospital, das mehr als 360 Geburten im vergangenen Jahr aufzuweisen hat. Wir bekommen die Rückmeldung, dass mit dem Djandiprojekt die Müttersterblichkeit in der Region stark abgenommen habe. Weiterhin ist Caritas dabei, in einzelnen Centros de Saúde Blutbanken einzurichten und damit auch Bluttransfusionen zu ermöglichen. Das Ambulanzauto ist wie an vielen anderen Orten auch hier nicht funktionsfähig, und die Patienten müssen auf dem Motorrad verlegt werden. Man stelle sich eine Frau mit Wehen vor, die auf den holprigen Wegen mit dem Motorrad viele Kilometer weit ins nächst größere Krankenhaus gebracht werden muss!! Auch hier in diesem Hospital massive Personalkürzungen. Die wenigen verbliebenen Krankenpfleger versuchen ihr Bestes zu geben. Sie sind verantwortlich für die Sprechstunde von Erwachsenen und Kindern, müssen kleine chirurgische Eingriffe durchführen und auch noch Geburten leiten! Einer seiner Kollegen ist

vergangene Woche gestorben, nachdem er im August des vergangenen Jahres im Krankenhaus von einem jungen beißwütigen Hund gebissen worden war. Erst Ende Dezember hat er plötzlich, wie auch andere, die gebissen worden waren, Symptome der Tollwut entwickelt und ist innerhalb weniger Tage daran gestorben.

Neben dem Krankenhaus liegt das Zentrum für Unterernährung, von Caritas geleitet. Bis zu 8 schwer unterernährte Kinder können mit ihren Müttern aufgenommen werden, im September war es mit 15 Kindern total überbelegt. In einem strengen Stufenschema werden die Kinder mit Milchpulver und lokal hergestellten Mischungen aus Reismehl, gemahlene Trockenfischen und Erdnüssen sowie Moringapulver aufgepäppelt und dann zu Hause weiter überwacht. Die Mütter lernen dabei in der Gruppe und auch in gegenseitiger Konkurrenz, das Essen für ihre Kinder zuzubereiten. Mit nur 56 Euro kann man ein Kind aus der schweren Unterernährung herausholen und ihm einen Start in ein normales Leben mit einer normalen körperlichen und geistigen Entwicklung ermöglichen! Unter der Leiterin der Einrichtung haben die Frauen einen Gemüsegarten mit den üblichen Gemüsesorten angelegt, umgeben von einer Moringahecke!

An diesem Samstag wird zum ersten Mal in der ganzen Diözese ein Friedensmarsch initiiert, so auch in Contuboeel. Von 2 km außerhalb des Städtchens läuft man in strengen 2er Reihen ins Zentrum, angeführt von einem Wagen mit Lautsprechern und begleitet von der Polizei. Vor allem die Schüler der katholischen Schule, alle in weiße Hemden gekleidet,



nehmen teil, sehr diszipliniert, da ihre Lehrer streng auf Ordnung achten. Es geht an den kleinen Marktständen mit den kleinen Tomatenhäufchen und den Fischen vorbei zum zentralen Platz, wo schon Stuhlreihen, große Boxen und eine Sitzreihe für die Ehrengäste aufgestellt sind. Nach lauter Musik hören wir die Reden der Vertreter der katholischen und evangelischen Kirche, des Imams der muslimischen Gemeinde, einem ehrfurchtsgebietenden alten Herrn, gekleidet in einen voluminösen,



blütenweißen Boubou aus Damast Stoff, versehen mit Stickereien am Halsausschnitt, und des Administrators des Kreises Contuboeel. Natürlich wird alles von einem Reporter des Radio sol mansi, des „Radios für den Frieden“ aufgenommen. Alle betonen, dass der Frieden im Herzen eines jeden einzelnen im Kleinen beginnen muss, was hoffentlich auch für die

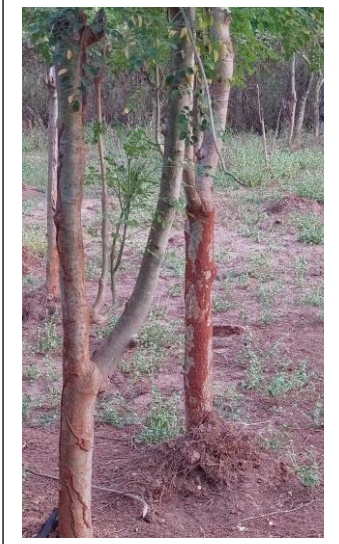
Regierenden gilt. Es ist immer sehr wichtig am Ende einer jeden Veranstaltung ein gemeinsames Foto zu machen. Also gut!

In Contuboel findet auch das Treffen mit dem dortigen Teil der Medizingruppe statt. Die Gruppe arbeitet streng strukturiert und effizient. Sie wird geleitet von einer brasilianischen Schwester, die sehr viel Wert auf Disziplin legt. Die Wurzeln werden gesäubert und geschnitten, am Vormittag auf den Trocknern in die Sonne gestellt und abends abgedeckt. In 2-3 Tagen sind die



Wurzeln trocken, können gestampft und sofort abgepackt werden. Ich bin fasziniert, wie die Mitglieder der Gruppe Hand in Hand arbeiten. Sie sind sehr stolz, in der Regionalhauptstadt eine Apotheke eröffnet zu haben, wo sie ihre Produkte verkaufen können.

Die jungen Männer, die die Wurzeln im Wald ausgraben, berichten über ihre Schwierigkeiten, noch ausreichend Wurzeln zu finden, da in dieser schwierigen wirtschaftlichen Situation jeder schauen muss, wie er zu ein paar CFA kommt. Leider lassen dabei viele nicht die nötige Sorgfalt walten und zerstören die Pflanzen. Auch der Blutbaum, afrikanischer Palisander genannt, der zur Herstellung des Sirups gegen Blutarmut verwendet wird, ist nur noch schwer zu finden, nachdem sein Holz in China gerade sehr „in“ ist und unglaublich hohe Preise erzielt.



Einfacher ist es mit der Beschaffung der Moringablätter geworden, seitdem die Gruppe vor 3 Jahren eine Pflanzung angelegt hat. Aber auch da gibt es Schwierigkeiten, da die Pflanzen wohl eine Köstlichkeit für die Termiten darstellen. Aus Erde und Speichel bauen sie Tunnelgänge und ummanteln die Stämmchen, was die Pflanzen zu Grunde richtet. Wir versuchen, den Kampf mit einer Rindenbrühe vom Bissilom, dem afrikanischen Teakholzbaum, aufzunehmen. Der Besitzer des Gartens schlägt vor, eine Wasserleitung von seinem Brunnen in den Garten zu legen. Das würde das Bewässern erleichtern und die Termiten zum Rückzug bewegen.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen in der offenen Rundhütte, für mich wird extra Okraschaum zubereitet, weil sich die Köchin vom letzten Jahr erinnert hat, dass ich das besonders gerne esse, fahren wir mit der gesamten Gruppe 12 km weit hinaus in den Wald. Wir passieren einen großen Schutzwald, den die umliegenden Gemeinden gemeinsam geschaffen haben. Viele dicke, abgestorbene Bambusstangen liegen kreuz und quer. Bambus blüht nach 25 bis 35 Jahren, in Guinea nach 10 Jahren und stirbt dann ab, um irgendwann wieder neu auszutreiben. Dann kommen wir in das Djanderé Gebiet. Überall sieht man die trockenen Zweige vom letzten Jahr und ganz dezent neue Blütenansätze unter den vielbegehrten Blutbäumen. Der Besitzer dieses Stück Landes ist von unserer Begeisterung so angetan, dass er sein Vorhaben, dort einen Reisspeicher zu bauen aufgibt und sich stattdessen an der Djanderévermehrung in seinem Garten beteiligen will. In Bissau haben wir schon mit der Naturschutzbehörde über Schutzmaßnahmen für diese wertvolle Heilpflanze diskutiert und haben verschiedene Stellen

angesprochen, die Pflanze und ihre Vermehrung zu studieren. Vielleicht könnte Artemisia, die in 3 Gärten ausgesät worden ist, in Zukunft langfristig eine alternative Malariabehandlung sein. Bei einer belgischen Organisation, die im Land arbeitet, konnte man wohl sogar Demeter-samen kaufen!

Trotz allen Protestes kletterte ich auf der Rückfahrt mit den anderen auf die Ladefläche unseres Pritschenwagens. Wie herrlich, die Gerüche unmittelbar zu riechen und den warmen Wind im Gesicht zu spüren, so wie



damals vor 40 Jahren! Wir fahren über schmale, aus Holzbohlen gefertigte Brücken, es fehlt nur, dass man die Bohlen der Fahrspur des Autos anpassen muss, so wie damals, an gepflegten Gehöften vorbei und quetschen uns zwischen Palmen und einem auf der Seite liegenden Transporter mit Kohlesäcken hindurch. Welch ein spannender Tag!

Der allabendliche Gottesdienst gehört zu unserem Tagesablauf. Eine kleine Kirche an der staubigen Hauptstraße gelegen ist der Versammlungsort der kleinen katholischen Gemeinde. Zu Beginn um 19h ruft auch der Muezzin in der gegenüberliegenden Moschee lautstark über Lautsprecher zum Gebet und meistens fällt zu dieser Zeit auch der Strom aus, was dem Ablauf des Gottesdienstes keinen Schaden tut. Dann werden eben Taschenlampen aufgestellt. Auch die in der Kirche brütenden Schwalben lassen sich nicht beim Füttern ihrer Kinder stören. Am ersten Abend werden wir sogar zum



Altar gerufen, um uns vorzustellen und der Gemeinde etwas aus unserem Leben zu erzählen.

Am nächsten Tag noch Sprechstunde im letzten Dorf. Nachdem hier die Kinder mangels Schulbänke auf Säcken sitzend im kleinen Geschäft des Dorfes unterrichtet worden waren, ist unter Leitung von AMEV ein Schulgebäude mit 2 Klassenräumen erstellt worden. Es fehlen nur noch die Türen und die

Fenstergitter. Aber wie auch im Bereich des Gesundheitswesens sind viele Lehrer nach Hause geschickt worden. Gab es zuvor 2 Lehrer und kein Schulgebäude, so gibt es jetzt ein Schulgebäude und keine Lehrer. Zum Verzweifeln! Kein Wunder, dass der Bildungsgrad so schlecht ist. Ein Padre berichtet, dass von seinen 34 Schülern in einer höheren Klasse des Gymnasiums nur 2 richtig lesen können und auch verstehen, was sie lesen. Sicher ist es für die Kinder auch nicht einfach, mit der Mehrsprachigkeit zurecht zu kommen. Sie lernen in der Familie die Sprache ihrer Ethnie, in der Schule Portugiesisch, im täglichen Umgang Criol, von dem es 3 Schreibweisen gibt, je nachdem, ob es von der



katholischen, evangelischen Kirche oder vom Staat verwendet wird, und dann vielleicht noch Französisch?

In den Dörfern haben wir manchmal nach getaner Arbeit eine große Gemeinschaftsschüssel mit Essen geschenkt bekommen, das aus einer großen Portion Reis mit grüner Sauce, z.B. aus jungen Baobabblättern, bestanden hat, ein Spiegel der dem Dorf zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel. Am letzten Tag bekommen wir eine Schüssel mit „Contschuro“ als Frühstück serviert, einem Brei, der normalerweise für die Kinder zubereitet wird: weich gekochter Reis, fast ein Reisbrei, ungeröstetes Erdnusspulver und Salz, vielleicht auch mit einem bisschen Milchpulver darin. Ungewöhnlich, aber sehr schmackhaft!

Auf der Rückfahrt tauchen plötzlich 3 kleine Jungs am Wegrand auf und bieten uns Nüsse an, die sie im Wald geerntet hatte. Sie schmecken wie noch leicht unreife Haselnüsse. Der noch vorhandene Urwald birgt noch viele Geheimnisse!

Nach einem Mittagessen in der Regionalhauptstadt 4 Stunden wilde, löcherumkurvende Fahrt nach Bissau, wo wir noch eine Abendeinladung bei alten guineensischen Freunden haben.

Am nächsten Tag noch die Fortbildung für die Freiwilligengruppe AMEV. Wir probieren 3 Beamer aus, frühstücken dann erst einmal gemeinsam und haben eigentlich schon aufgegeben, als einer auf die Idee kommt, den total verstaubten Staubfilter herauszunehmen, und die Sache läuft. Alternative Behandlungsmöglichkeiten sind ein spannendes Thema und stoßen auf großes Interesse.



Mit großem Stolz wird das AMEV Auto vorgeführt, das mit Hilfe von Tabanka e.V. erworben werden konnte, ein 20 Sitzer, der nur für die Einsätze in den Dörfern verwendet wird und sonst einen geschützten Parkplatz auf einem Universitätsgelände hat. Mit viel Gelächter und häufig wiederholt erzählen sie von ihren Abenteuern mit ihm. Als z.B. der einzige Schlüssel bei einem ihrer Einsätze im Nirgendwo abgebrochen ist, ein Reifen geplatzt ist und sich alle auf die andere Seite gedrängt haben, um noch ein Stück weiterfahren zu können, oder wie sie morgens gegen 2 Uhr irgendwo liegengeblieben und zu Fuß weitergelaufen sind. Aber mit viel Kreativität ist immer eine Lösung gefunden worden.



Nach dem Mittagessen werden wir zum zukünftigen Sitz der Gruppe geführt. Der Rohbau mit 2 Räumen, die vielleicht einmal Sprechzimmer sein können, und einem Versammlungsraum steht schon. Das erworbene Gelände ist sehr groß und die Gebäude noch ausbaufähig. Am Wegrand sitzen 3 alte Frauen mit Häufchen von kleinen Schottersteinen vor sich, die sie aus dem Sand gesiebt

haben und die sie hoffentlich irgendwann an neue Hausbauer verkaufen können. „Es ist eine Schande, dass alte Frauen so ihr Überleben sichern müssen!“, sagt der Leiter von AMEV, recht hat er!

Die Nähkooperative, die inzwischen aus 30 Frauen und auch Männern besteht, kann keines ihrer Produkte mehr verkaufen, wenn nicht das Etikett „Bontche“ eingenäht ist. Ist es zu fassen, wir haben ihnen schon 22 000 Etiketten geliefert, und sie gehen schon wieder zur Neige! Am Nachmittag noch eine gemeinsame Besprechung über die zukünftigen Aktivitäten. Die Gruppe AMEV willigt ein, in Zukunft das Djanderéprojekt zu übernehmen und in Kleingruppen auf andere Regionen auszuweiten. Da sie zur genaueren Planung keinen gemeinsamen Termin finden können, einigt man sich auf eine Zoom Konferenz. „Da kannst du in Deutschland auch teilnehmen!“ So einfach ist das heutzutage.

Noch ein paar Früchte auf dem Markt kaufen, es gibt die allerersten frühen Mangos, die kleinen dicken gelben Bananen, Guavas, Passionsfrüchte und Papaias. Die Marktfrauen sind schlau. Sie geben vor, kein Wechselgeld zu haben, und drängen einen, die doppelte Menge zu nehmen, damit es aufgeht und sie nichts herausgeben müssen. Und sie würden uns natürlich liebend gerne viel, viel mehr verkaufen.



Das Marktgebäude, das 2005 abgebrannt ist, steht endlich wieder da, ein schönes 2-stöckiges Haus mit vielen Einzelgeschäften, aber es gibt Uneinigkeiten über die Leitung. Von dem vorgesehenen Chef hat man sich wieder getrennt, weil er aus Guiné-Conacry stammt und seine Landsleute bevorzugt hat. Jetzt steht es eben noch eine Weile weiter leer.

Abends packen, einen Koffer lassen wir da, aber die anderen 3 bekommen wir spielend mit den Cashews und den Früchten voll. Alle wünschen uns eine gute Reise und, dass Gott uns beschützen soll. Eine der Köchinnen drückt sich irgendwie ganz verschämt herum, weil sie mir gerne ein Geschenk geben würde, zum Dank, dass ich sie behandelt habe. Sie hat mir ein Kleid nähen lassen, und dabei hat sie doch wirklich nicht viel Geld! Ich bin tief gerührt.

Um 22.30h fahren wir zum Flughafen, der Abflug ist auf 2.00 Uhr morgens angesetzt. Merkwürdig, dass es dieses Mal keine Zollkontrolle mit dem umständlichen Öffnen der Kofferbänder gibt! Aber nachdem die Koffer auf dem Band verschwunden sind, werden wir diskret in einen Raum geleitet, wo wir unsere Koffer neben dem Band vorfinden, und es wird verlangt, dass wir jetzt 50 Euro zu zahlen hätten. Alles Diskutieren hilft nichts. Wir wagen es auch gar nicht, einen großen Aufruhr zu veranstalten, sonst sehen wir unsere Koffer vielleicht niemals wieder. Also geben wir unsere letzten CFA-Scheine im Wert von 15 Euro her, wobei sie gegen weitere Euroscheine auch nichts einzuwenden gehabt hätten. Was war Guiné-Bissau doch früher ein ehrliches Land, und jetzt steht es auf dem Transparency Index (= Korruptionsindex) an 162. Stelle von 180 Ländern. Es stimmt, Diebstähle und Überfälle haben zugenommen, aber es gibt auch die vielen engagierten und an der Entwicklung ihres Landes interessierten Menschen und starke Frauen wie diese Köchin. Und das gibt mir Hoffnung für das Land!